

1. KAPITEL

Berlin — Eltern und Herkunft — »Jugendliche Straßengangs« — Schrebergärten und Hinterhöfe — Brandenburg und Mecklenburg — Berliner Mietskasernen

Das Berlin, in dem ich aufwuchs, gibt es nicht mehr. Dabei ist der Stadtteil meiner Kindheit nicht einmal hinter der Mauer versunken. Es hat noch ganz andere Ausradierungen gegeben. Der Wiederaufbau hat die Spuren der Vergangenheit nachhaltiger verwischt, als die Bomben es zu tun vermochten. Die Trümmerfrauen haben ganze Arbeit getan, und die Dollarspritze hat mit dem Neuwuchs den Auswuchs gefördert. Der Frieden hat alle deutschen Großstädte gründlicher umgekrempelt als der Krieg. Auch Berlin ist nicht Berlin geblieben. Das singt man nur noch so, weil es auf der Propagandawalze gut klingt. Und um sich Mut zu machen, obwohl man ihn hat. Man hat dort nie genug Mut haben können.

Die Mietskaserne, die mein Heim und mein Kerker war, steht allerdings immer noch. Sogar die Bomben haben ihr nichts anhaben können. Sie ist genauso verwahrlost und finster wie damals, und natürlich noch baufälliger. Das Wirtschaftswunder ist ebenso gleichgültig an ihr vorübergegangen, wie der Luftkrieg über sie hingebraust war. Die neureichen Hochhäuser, in deren Schatten sie ihre kümmerliche Existenz fristet, sehen verächtlich auf sie herab. Lange wird sie sich unter diesen Herrschaften nicht halten können. Die Zähigkeit ihres Überlebens verdient jedenfalls Respekt. Ich weiß längst, was dazu gehört, in dieser Welt unter menschenunwürdigen Umständen menschenwürdig weiterzuleben, »wissend, daß sie zerfällt« — wie ein großer Berliner Dichter es wußte: der Mietskasernenarzt Gottfried Benn.

Diese Mietskaserne war die Hauptperson meines Erstlingsromans, der ihren Namen trägt. Ich brauche also nicht eingehend bei ihr zu verweilen. Es hat mich stets aus ihr herausgedrängt; ich bin ihr nie wirklich entronnen. Mein Buch hat es nicht gut mit ihr gemeint: es wollte sie abreißen. Sie steht noch immer und beschämt den Ausreißer. Was ich vor vierzig Jahren über sie schrieb, war leider gültig. Und das Selbsterlebte in meinem Bericht war durchsichtig genug. Außerdem habe ich es damals mit der »Neuen Sachlichkeit« gehalten und es auf Kosten der Kunst mit den Einzelheiten sehr genau genommen. Das Buch ist längst verschollen. Es wäre auch ohne Verbrennen und Verbot in Vergessenheit geraten.

Dennoch bleibt einiges nachzutragen. Gewisse Dinge, die man sich damals selbst in romanhafter Verkleidung zu schreiben scheute oder aus Mangel an Sicht und Einsicht noch nicht sagen konnte. In der Rückschau des Sechzigers spiegeln sich selbst die trübsten Erfahrungen in einem milderen und versöhnlicheren Licht. Die Jahrzehnte wirken als Filter. Junge Autoren sind selten aus Mitleid wissend. Sie nehmen sich selber viel zu wichtig und schreien oder schreiben nur ihr eigenes Leid aus sich heraus. Auch sind sie der Hilflosigkeit jener Menschen, die ihrer Entwicklung hemmend oder versagend im Wege zu stehen scheinen und es oft besser meinen, als sie es verwirklichen können, keineswegs eingedenk. So gibt es in dieser Art von Erstlingswerken immer mehr Vatermord als Kindesliebe.

Mein Adoptivvater war Musiker, meine Mutter die Tochter eines Straßenbahnschaffners. Meinen leiblichen Vater habe ich nicht gekannt. Sein Name, der wirklich nichts zur Sache tut, ist mir geläufig. Er mag sich später einige Gedanken gemacht haben, wen und was er da in die Welt gesetzt hatte; denn es sollte ihm einmal ziemlich dröhnend in die Ohren gellen, daß aus diesem Jungen

nicht gerade die vorbildlichste Verkörperung von Preußens Gloria geworden war, zu der sein Geschlecht sich zählte, in welchem Schwängerung und Sitzenlassen eines jungen Mädchens aus niederem Stande keineswegs als Verstoß gegen Anstandsregeln und Ehrbegriffe galten. Der Musiker hat mir seinen Namen gegeben; und ich wäre trotz seines jähzornigen Wesens froh gewesen, hätte ich mich für immer im Glauben wiegen dürfen, sein ältester Sohn zu sein; aber als ich etwa zwölf Jahre alt war, brüllte er mir im Rausch die Wahrheit ins Gesicht. Meine Mutter war dabei, und weil sie bei der brutalen Enthüllung entsetzt aufweinte, kriegte sie eine Extratracht Prügel. Ich gelobte damals, diese vielfach heimzuzahlen; glücklicherweise ist es nie dazu gekommen. Wieviel Dank ich diesem Manne schulde, der sich mit meiner Legitimierung mehr auf seine Schultern geladen hatte, als er tragen konnte, ist mir erst viel später und, wie es meistens so geht, an eigenem Leibe klargeworden.

Ich hatte eine Schwester und zwei Brüder. In der Amtssprache würde man wohl von Halbgeschwistern reden. In der Stimme unserer Herzen nahmen wir einander für »voll«, im Guten und im Bösen. Die Schwester ist bei einem Bombenangriff auf Berlin ums Leben gekommen, der älteste meiner jüngeren Brüder vor Stalingrad gefallen. Der jüngste war lange Jahre in russischer Kriegsgefangenschaft und ist, wie sein Vater, Musiker geworden. Das erfuhr ich alles erst viele Jahre nach Ende des Krieges. Ich hatte meine Angehörigen seit dem Tode meiner Mutter im Sommer 1929 nicht mehr gesehen. Als die Schwester umkam und der Bruder fiel, leitete ich die deutschsprachigen Kurzwellensendungen der *National Broadcasting Company* in New York. Es ist durchaus möglich, daß ich die Meldungen über diesen Luftangriff auf die deutsche Hauptstadt und die betreffende Kampfhandlung bei Stalingrad selber geschrieben oder gar gesprochen habe. Es